

„Gedenke, Mensch, daß du Staub bist...“*

Karl Rahner SJ, München

Es will mir scheinen, daß die *heutigen* Künstler und Schriftsteller mehr der Wahrheit als der Schönheit zugetan sind, wenn man „Schönheit“ so versteht, wie man es früher getan hat. Sie sagen heute mehr als früher von der unerlösten Erbärmlichkeit unseres Daseins, davon, daß wir „Staub und Asche sind und zum Staube zurückkehren“, müde, staubbedeckt auf schmutziger Straße dahinziehen, wohin – das weiß man nicht so recht. Aller Fasching scheint fast nur eine Fassade zu sein, hinter der sich eher alles andere verbirgt als die heitere Unbeschwertheit eines Daseins, das sich selbstverständlich empfindet. Ist es da eigentlich noch nötig, daß wir hier zusammenkommen, uns ein Aschenkreuz aufs Haupt zeichnen lassen: Gedenke, Mensch, daß du Staub bist, und zum Staub zurückkehrst, noch nötig, jetzt den Tod des Herrn zu feiern, der uns nur zu deutlich schon in unserem Leben und in jedem Todgeweihten, in dem wir ihm nach seinem eigenen Wort begegnen, gegenwärtig ist? Doch, das ist „würdig und recht, geziemend und heilsam“, wie wir in der Präfation sagen. Denn es ist etwas anderes, ob *wir* uns unser Elend sagen, oder es uns von einem anderen, von Christus im Wort der Kirche sagen lassen. Sagen wir es nämlich nur uns selbst, dann sind wir fast unvermeidlich die Protestierenden, die sich selbst wehleidig Bespiegelnden, bestenfalls die Ratlosen, die nicht wissen, was sie bei der Klage über ihr Elend (im Sinne Pascals) eigentlich tun.

Die einsame Klage ist etwas anderes als die Klage, die ein anderer über uns sagt. Diese ist so etwas wie der wahre Trost: Das Beklagte, unser staubiges Elend, wird uns nicht genommen, es wird ja vom anderen selbst in grausamer Nüchternheit festgestellt: Staub, Asche, die wir selber sind. Aber eben dieses hat der in sein Herz aufgenommen und angenommen, der mit uns über uns klagt.

Solche Klage Christi und der Kirche über uns und mit uns sagt uns zunächst einmal: Du darfst klagen, die unbewältigte Klage sagen, die durch eigene Stärke und fremden Trost nicht schon überholt ist. Solche Klage sagt: Du darfst weinen und brauchst nicht so zu tun, als ob du mit allem fertig würdest in stoischer Gefäßtheit und letzter Unberührtheit, du darfst der Ratlose sein, der keine Synthese aus aller Widersprüchlichkeit, keine

* Ansprache zum „Aschermittwoch der Künstler“ in der Münchener Theatinerkirche am 8. Februar 1967.

Symphonie aus allen Dissonanzen seines Daseins fertig bringt. Denn du bist nicht Gott, der das allein vermag, und du sollst nicht so tun, als ob du es auch könntest. Wer sich aber dem namenlosen Geheimnis anvertraut, das unser Gott ist, der dies vermag, dem ist die eigene Ratlosigkeit nicht abgenommen, sie fällt nur in diese heilige Finsternis, in der sie fast nur noch grausam schmerzlicher wird, und ist so, aber nur so gelöst; sie ist jetzt noch im Fallen und darum noch nicht angekommen und nicht aufgelöst. Du darfst klagen.

Die fremde Klage Christi tritt zu unserer hinzu und sagt: Deine Klage ist meine. Ich mußte rufen in der Finsternis des Todes: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bevor ich – unbegreifliches Wunder – sagte: Vater, in deine Hände empfehle ich mein Leben. Sage nicht, es sei mir leichter gefallen, zu klagen und dennoch Gottes zu sein. Ich war und bin ein Mensch wie du. Wenn ich, dieser Mensch, *der* war, in dem das *Wort* Gottes sich das Menschsein ganz zu eigen genommen hatte, dann war ich gerade durch diese absolute Nähe der am meisten Ausgesetzte, der unerbittlicher erfahren konnte, was es ist, ein Mensch zu sein, der nicht Gott ist. Und wie weißt du, was geschieht, wenn die Allmacht der Liebe Gottes das Elend seiner Kreatur ans eigene Herz nimmt und eindringen läßt bis in die Mitte dieses Herzens? Was weißt du, was geschieht, wenn die Allmacht der Liebe den seligen Gott zwingt und ermächtigt, das Elend der Kreatur als das eigene zu erleiden? Deine Klage ist meine eigene Klage, sagt die Stimme Christi im Wort der Kirche heute.

Aber diese Klage, die mit uns klagt, fragt auch, ob wir die *Anklage*, die uns trifft, aus unserer Klage herauszuhören, anzunehmen und zuzugestehen vermögen. Nicht alles, aber vieles, was wir unseren Schmerz nennen, müßten wir unsere Schuld heißen. Die schuldlose Qual, die uns trifft, und die qualvolle Schuld, die wir uns selbst zufügen, lassen sich nicht trennen und verrechnen. Wir erfahren immer den einen Schmerz, in dem uns *auch* unsere Schuld anruft: die der unerlösten Gier nach Lust und die der rebellischen Verzweiflung. Und darum klagen wir auch immer uns an, wenn wir klagen. Und wenn Christus mitklagt, will er uns damit nicht entbinden von der Anklage, die wir gegen uns erheben müßten und erheben, so wir nur unsere Klage selbst verstehen.

Das Wort, das uns am Aschermittwoch als unsere Wahrheit, als unser Trost und unsere Anklage zugesprochen wird, steht in der Schrift geschrieben über dem Anfang der ganzen Menschheitsgeschichte, als Aussage und Urteil dessen, was der Mensch vom Anfang her ist. Als Wort des Anfangs. Aber gesagt von Gott. Es klingt wie eine Aussage über unsere Zukunft, über das, was vor uns liegt, über den Abgrund des Todes, in den unser Weg und mit ihm wir hineinstürzen. Aber dieses Wort

ist von Gott gesagt, und so ist es ein Wort über unsere Herkunft, nicht im letzten über unsere Zukunft. Denn unsere Zukunft ist nicht *das*, was uns da gesagt wird, damit wir wissen, woher wir kommen und wodurch wir hindurchmüssen, sondern *der*, der uns das Wort sagt. *Daß* ER uns anredet, ist der eigentlichste Sinn der Mitteilung. Er redet uns aber an, weil *er* mit uns zu tun haben will. Seine Anrede ist noch nicht zu Ende. Sie ist erst am Ende, wenn er sich *selbst* ganz aus-gesagt und mitgeteilt hat. Er enthüllt uns hart den Abgrund unserer Herkunft, um uns sich selbst als den Abgrund unserer Zukunft zuzusagen. Er aber ist *unser* – so erwarten wir, hoffen wir wider alle Hoffnung. Die Zukunft ist anders als die Herkunft. Sonst wäre sie nicht Zukunft. Diese aber gibt es, weil es Hoffnung gibt.

All das, was so vom Sinn der Leitworte des Aschermittwochs gesagt wurde, bleibt leeres, abstraktes Gerede, obzwar es nicht anders gesagt werden konnte, wenn es nicht durch jeden einzelnen verwandelt wird in ein Wort, das ihm selber gilt, das das Allgemeine verwandelt in das einzelne Bestimmte, in dem je im einzelnen Leben das allgemeine, unvermeidliche Wort erst Wirklichkeit wird. Tod bedeutet dann vielleicht nur die phrasenlose Geduld, mit der ein grauer, staubiger Alltag bestanden wird, bedeutet vielleicht die Bitte um Verzeihung, ihre leise Gewährung, bedeutet vielleicht die Geduld, mit der ein anderer ertragen, angehört, gelten gelassen wird, bedeutet die unbelohnte Treue der Liebe, bedeutet die gegen einen selbst harte Überwindung einer Gereiztheit gegenüber einem „Unsympathischen“, vielleicht den Mut, seine Überzeugung zu bekennen, wobei man nicht einmal den Weihrauch riecht, der dem Nonkonformisten gespendet wird, bedeutet die Treue zur eigenen Berufung, obwohl sie nicht marktkonform ist, *bedeutet* – immer noch bleiben die Worte allgemein und unverbindlich. Aber die eigene Tat des Herzens, und nur diese, kann sie in verbindliche verwandeln; nur sie schafft Wirklichkeit, Ewigkeit in der Zeit. Denn wie ist es im Grunde? All diese alltäglichen, kaum von jemand bestrittenen Alltagsstunden eines anständigen Menschen haben im Grunde einen Tod in sich: das unbelohnte, ungerühmte, schweigende Verzichten auf sich und auf die blinde Gier nach dem greifbaren Glück, so unbelohnt, daß man den Verzicht selbst nochmals als graue Selbstverständlichkeit erlebt und nicht einmal ihn kosten kann als Tat, die sich selbst belohnt. Überall im Leben wird gestorben. Es kommt nur darauf an, ob es willig geschieht, ob die Passion auch unsere Tat ist, die uns die Gnade gibt.

Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staub zurückkehrst. Mit Gottes Gnade will ich dessen gedenken und den Trost des Todes annehmen, der in dem ist, dessen Tod wir jetzt feiern werden.